

# Was macht gute Väterlichkeit aus?

Pastoraltheologische Perspektiven in einer multioptionalen Gesellschaft



Andreas Heek<sup>1</sup>

Männer sind auf der Suche nach einer zeitgemäßen Rolle in der Familie heute – das lässt sich nicht zuletzt in der Männerseelsorge – und nicht zuletzt an zahlreichen „Neugründungen“ von Männergruppen in den Kirchengemeinden – beobachten. Der folgende Beitrag verarbeitet Erfahrungen aus der römisch-katholischen Männerseelsorge sowie aus der Ehe- und Familienberatung und plädiert für eine flexible Neuorientierung jenseits einer Verunglimpfung der These von der kulturellen Entwicklung von Geschlechterrollen, aber auch jenseits einer grundsätzlichen Aufgabe des Konzepts von Geschlechterrollen als „Anerkennung des Anderen“ überhaupt. Gerade eine christliche Anthropologie ist dafür hilfreich.

## 1. „Heilige Familie“ – Wunsch und Wirklichkeit

Historisch gesehen existiert in der katholischen Kirche<sup>2</sup> das Begriffspaar „Heilige Familie“ noch nicht so lange wie man meinen mag. Zwar wurde es schon im 17. Jahrhundert in kirchlichen Kreisen benutzt und fand besonders im 18. und 19. Jahrhundert großen Aufschwung. Das

<sup>1</sup> Dr. Andreas Heek ist römisch-katholischer Theologe und Leiter der Arbeitsstelle Männerseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz, außerdem Ehe-, Familien- und Lebensberater sowie Coach des Programms „Kinder im Blick“ für getrennte Eltern.

<sup>2</sup> Als katholischem Theologen möge man mir diese sehr katholische Reminiszenz verzeihen, zumal ich davon überzeugt bin, dass in der evangelischen Tradition eine ähnliche Mentalität existiert(e). Wenn nicht alles täuscht, ist z. B. bei der Prägung des Ideals einer evangelischen Pfarrerfamilie vieles ähnlich.

eigentliche kirchliche Fest der „Heiligen Familie“ wurde allerdings erst 1921 durch Papst Benedikt XV. festgelegt. Nach der Liturgiereform wurde es 1969 auf den Sonntag in der Weihnachtsoktav gelegt.

Zwar wird die Familienkonstellation aus Maria, Jesus und dessen Stiefvater Josef zu Anfang der Evangelien erwähnt, als „Heilige Familie“ dort als solche jedoch nie bezeichnet. Offenbar bekam in der katholischen Kirche die „klassische“ Familie bestehend aus Vater, Mutter und Kind erst im 19. Jahrhundert einen „Idealisierungsschub“, indem man den Gläubigen die Familie Jesu als Urbild und Vorbild vorstellte, vor allem wohl aus moralpädagogischen Motiven. Maria kommt dabei die Rolle der dem Willen Gottes (des Vaters) stets gehorsamen Frau und „guten Mutter“ zu. Josef wird geschildert als beschützender Vater, der Sohn und „Verlobte“ umsichtig umsorgt und von allem Unbill des Lebens fernhält, aber auch bestimmt, „wo es lang geht“ (vgl. Flucht nach Ägypten). Jesus ist in dieser Konstellation der seinen Eltern Freude machende und folgsame Sohn. So zeichnet das 19. Jahrhundert diese Familienkonstellation als „heilig“, also vorbildhaft. Besonders die Kunstrichtung der Nazarener<sup>3</sup>, die nach den napoleonischen Kriegen nach 1815 die gesamte Kunst rechristianisieren wollte, beeinflusste durch eine romantisierte Ikonographie dieses Ideal der Familie in besonderer und einflussreicher Weise. Auch der Aufschwung von aufwändigen Krippendarstellungen in Kirchen überall auf der Welt fügten das Ihrige hinzu.

Biblich betrachtet, ist allerdings die „Heilige Familie“ alles andere als ideal bzw. „heilig“. Maria erwartet ein uneheliches Kind, das nicht von Josef stammt. Nirgendwo wird jemals in der Bibel über eine Eheschließung mit Josef berichtet. Er bleibt für immer „Bräutigam“ Marias. Wohl wissend, dass diese Sprechweise aus theologischen Gründen geschieht, weil so sichergestellt werden kann, dass die Sohnschaft Jesu himmlischen und nicht menschlichen Ursprungs ist, ist dies aus gegenwärtiger Perspektive betrachtet interessant. Im Übrigen ist weiterhin interessant, dass das Verhältnis zwischen himmlischer und irdischer Herkunft Jesu stets changiert. Die Bibel legt Wert auf die Tatsache, dass Josef dem Stamm Davids angehört. Hier wird der Legitimation Jesu als „Sohn Davids“ Gewicht verliehen, also die irdische Herkunft durchaus als bedeutsam angesehen. Daneben betont die Bibel stets die Gottessohnschaft, also den nichtirdischen Ursprung Jesu.

<sup>3</sup> Vgl. *Herbert Schindler*: Nazarener. Romantischer Geist und christliche Kunst im 19. Jahrhundert, Regensburg 1982; *William Vaughan*: Europäische Kunst im 19. Jahrhundert. Band 1: 1750–1850. Vom Klassizismus zum Biedermeier, Freiburg u. a. 1990; *Betina Vaupel*: Jedes Bild ein Gottesdienst; in: *Monumente* 23 (2013), H. 1, 75–81.

Dies ist deshalb als „Merkposten“ für später festzuhalten, weil die Bibel der Uneindeutigkeit ihrer Deutung der Person Jesu große Bedeutung zumisst. Für uns heute stellt sich die Frage: Ist die Mehrdeutigkeit dessen, was eine gute Familie ist, auch anwendbar auf die Frage, was aus christlicher Perspektive ein „guter Vater“ ist?

Eine weitere Tatsache dekonstruiert das Diktum von der „Heiligen Familie“. Jesus ist nach biblischer Aussage maximal bis zum 12. Lebensjahr der Familie gehorsam. Dann rebelliert er in fast altkluger und der Familie peinlicher Weise, indem er die Schriftgelehrten im Tempel belehrt. Auch sonst verläuft Jesu Leben zeitweise äußerst rebellisch, das am Ende sogar dazu führt, dass eine neue Religion entsteht. Für diejenigen, die den Begriff der „Heiligen Familie“ im 19. Jahrhundert geprägt und gefördert haben, müsste diese Tatsache zutiefst verstörend sein.

Und Josef, der (Kuckucks- bzw. Pflege-)vater? Sagt in der Bibel kein einziges Wort. Er ist der stille Ernährer im Hintergrund und spielt für den heranwachsenden Jesus scheinbar keine Rolle. Offenbar hat er beim Vater das Handwerk des Bauhandwerkers gelernt, was immerhin darauf hindeutet, dass Josef auf seinen Sohn keinen geringen Einfluss hatte. Dennoch: Josef tritt nach den Ereignissen um Weihnachten in den Hintergrund und ist der Bibel danach keiner weiteren Erwähnung wert. Seine theologische „Funktion“ in der Genealogie „aus dem Haus Davids“ ist mit deren Feststellung erfüllt. Nachdem das Schlimmste um die Geburt Jesu überstanden ist, nämlich die Flucht vor dem Kindermord und die glückliche Rückkehr, scheint seine Aufgabe dann gänzlich „erledigt“. Der Überhöhung der Mutter-Kind-Bindung zwischen Maria und Jesus ist somit Tor und Tür geöffnet. Auch dies ist eine bemerkenswerte Tatsache auf der Folie gegenwärtiger Familienverhältnisse: bei Trennung und Scheidung sind die Mütter oftmals für ihre Kinder präsenter als die Väter.

Auf den zweiten Blick ist die Familie des Gottessohnes also gar nicht so unzeitgemäß. Auch heute befinden sich viele Familien in unheiligen Konstellationen, die denen der nur so genannten „Heiligen Familie“ ähnlich sind. Kinder werden unehelich geboren und wachsen in Patchworkfamilien auf. Viele Väter sind abwesend, entweder durch ihre überbordende Berufstätigkeit oder durch Trennung bzw. Scheidung von der Mutter der Kinder. Nicht selten verschwindet der Vater aus dem Leben der Kinder und kommt seinen finanziellen und moralischen Pflichten nicht mehr nach. Weniger, aber auch, betrifft dies auch Mütter.

Vatersein scheint also heute nicht unbedingt leichter geworden zu sein als zu biblischen Zeiten. Nur die Verklärung des Familienbildes des 19. Jahrhunderts, dessen Auswirkungen in der Moraltheologie bis in die Jetztzeit hinein zu spüren sind, steht einer lebensrealistischen Sichtweise auf

die Familie und der durchaus lebenspragmatischen Schilderung in der Bibel im Wege.

## 2. Kurze Geschichte der Väterlichkeit

Leider lässt die Verlässlichkeit archäologischer Forschung in Bezug auf die sozialen Verhältnisse zur Anfangszeit der Menschheit zu wünschen übrig. Zu viele indirekte Schlüsse auf die sozialen Ordnungen zu Beginn der Menschheit müssen herhalten, um zu erschließen, wie sich Monogamie und die Kleinfamilie als normative Größen etabliert haben.<sup>4</sup>

Dennoch: als nahezu sicher kann gelten, dass zunächst die Stammeskultur die Sozialform menschlichen Zusammenlebens war. Unwahrscheinlich ist, dass von Beginn an monogame Beziehungen die Grundlage dieser Kulturen waren. So konnte man naturgemäß immer sicher sagen, wer die Mutter eines Kindes war, die Vaterschaft hingegen ließ sich nicht eindeutig feststellen, es sei denn, die Mutter des Kindes legitimierte die Vaterschaft eindeutig, was aber auch nicht automatisch stimmen musste. In jedem Fall hing die Zuordnung der Vaterschaft vor Erfindung eines genetischen Vaterschaftstests eindeutig an der Auskunft der Mutter.

Für die Jäger- und Sammlerkulturen der Urzeit kann als gesichert gelten, dass Männer sich in größeren Räumen bewegt und Frauen eher die Sorgearbeit für die Säuglinge und Kleinkinder übernommen haben und sich im Nahraum der Sippe bzw. des Stammes bewegt haben. Aus biologischer (Mütter tragen die Kinder aus) und bindungspsychologischer Perspektive (Mütter stillen nach der Geburt die Kinder) haben Mütter somit zunächst intimere Beziehungen zu ihren Kindern aufgebaut als Väter. Möglicherweise lässt sich auch hieraus erklären, warum die psychologische Bindungsforschung erst relativ spät die Qualität der frühen Vaterbindung erforscht hat. Man ging davon aus, dass Mütter die Garantinnen der kindlichen Bindung waren.

Aber nach dem Übergang nomadischer zugunsten bäuerlicher Lebensweise änderte sich Grundlegendes. Da Männer in der Regel nicht mehr tagelang wegen ihrer jagdlichen Tätigkeit abwesend waren und mütterliche

<sup>4</sup> Vgl. zum Folgenden: *Jacques Dupuis*: Au nom du père: une histoire de la paternité, Monaco 1987; *John Demos*: The Changing Faces of Fatherhood. A New Exploration in Family History; in: *Stanley Cath* u. a. (Hg.): Father und Child, Boston 1982, 435–445; *Dieter Lentzen*: Vaterschaft. Vom Patriarchat zur Alimentation, Reinbek 1991; sowie auch *Barbara Drinck*: Vatertheorien. Geschichte und Perspektive, Opladen 2005, deren zentrale These lautet, dass Väterlichkeit nicht wirklich erforscht ist und somit aus bestimmtem Interesse unbewiesene Theorien kreiert wurden.

Pflegeaufgaben nicht mehr Großteils im Raum des Stammes getätigt wurden, stellte sich ein neues Geschlechterverhältnis her. Offenbar eröffnete die bäuerliche Lebensweise ein stärker „egalitäres“ Verhältnis der Geschlechter. Wenn auch dem Mann die schwerere körperliche Arbeit zukam, so arbeiteten Frauen nicht weniger hart im Haus und auf dem Hof. Die bäuerliche Lebensweise machte es erforderlich, dass Frauen *und* Männer, Mütter *und* Väter zu gleichen Teilen zum Einkommen und Auskommen der Familie beitrugen. Verfestigt hatte sich jedoch offenbar die Zuordnung der „Brutpflege“ zu den Müttern. Ausschlaggebend dafür war sicherlich die Nähe zur Nahrungsquelle für das Baby, nämlich die mütterliche Brust. Eine dieses Bild der Urgeschichte voraussetzende Interpretation versteht die kulturellen männlichen Hegemonieansprüche als Konsequenzen dieser Tatsache. Psychologisch könnte man demzufolge die Ergreifung des Handlungsraums des Öffentlichen durch die Männer aus einer Projektion männlicher Unterlegenheitserfahrung deuten: die objektive Unsicherheit bezüglich der Vaterschaft sowie die Tatsache, Nummer zwei in der Bindungshierarchie des Kindes zu sein. Dies – so die Interpretation weiter – veranlasste die Männer möglicherweise, einen anderen Machtbereich im gesellschaftlichen Gefüge anzustreben: eben den des öffentlichen Raums. Die Entwicklung der sog. „Hochkulturen“ ist jedenfalls überwiegend geprägt von männlicher Hegemonie in diesem Raum – und von einer steigenden Abwesenheit der Väter in den Familien. Könnte also diese Hegemonie des Männlichen aus einem Mangel an „Macht“ in der elterlichen Hierarchie entstanden sein? Wie dem auch sei: Dies ist eine Frage, die wir nicht beantworten können, und selbst wenn wir es könnten und sie bezüglich der menschengeschichtlichen Entwicklungen mit Ja beantworteten, so rechtfertigte dies nicht bestehende Verhältnisse, sondern gäbe allenfalls eine Erklärung für Probleme mit der Geschlechterdifferenz.

Die industrielle Revolution markiert dann einen weiteren Paradigmenwechsel für die Verstärkung der Entfremdung zwischen Vätern und ihren Kindern. Die bäuerlichen, großfamiliären Lebenskulturen begannen, sich aufzulösen. Die Proletarisierung bäuerlichen Lebens in Abhängigkeit dieser von Gutsherren und Adeligen eröffnete armen Bauern in sich vergrößerten Städten neue ökonomische Perspektiven.<sup>5</sup> Die Entwicklung hin zur Kleinfamilie, in der der Generationenzusammenhang nach und nach verlo-

<sup>5</sup> Siehe das Sprichwort: „Stadtluft macht frei.“ Es entstand im Mittelalter unter der Prämisse, dass man innerhalb der Stadtmauern nicht mehr leibeigen war. Die Entwicklung eigenständiger Industrien eröffnete grundsätzlich auch der verarmten Landbevölkerung neue Chancen.

ren ging, verstärkte die Verlagerung der „Ernährerrolle“ auf den Mann. Zusammen mit dessen mittlerweile verfestigtem Anspruch, den öffentlichen Raum zu beherrschen, führte dies zu der fatalen Entwicklung in Bezug u. a. auf die Rolle des Vaters. Dieser arbeitete überwiegend außer Haus, und die Mutter blieb zu Hause und übernahm die Rolle des „Gatekeepers“. Allerdings muss das sich mehr und mehr entwickelnde bürgerliche Ideal des einkommensbeschaffenden Vaters und der kinderhütenden, nicht erwerbstätigen Mutter relativiert werden. Wo das Einkommen des Vaters für die zum Teil großen Familien nicht reichte (was im Bergbau zur Blüte des unregulierten Kapitalismus eher die Regel war), waren es die Mütter, die Beruf und Familie als erstes unter einen Hut bringen mussten, indem diese ebenfalls Jobs annahmen, um das Einkommen der Familie zu sichern, oftmals in ausbeuterischen Heimarbeitsverhältnissen.

Erst die Emanzipationsbewegungen im afro-amerikanischen Raum evozierten dann ein kritisches Nachdenken auch über die Verhältnisbestimmung zwischen den Geschlechtern. Die feministischen Bewegungen der Neuzeit entdeckten die anthropologische Betonung der Egalität der Geschlechter. Hieraus wurde auch eine Neujustierung der Rolle der Väter erst möglich. Wie blind verfolgt man zuvor das fatale Auseinanderdriften zwischen Vater- und Mutterschaft, zwischen Behüten und Herausfordern, zwischen emotionaler Nähe und entwicklungsfördernder Distanz von Müttern bzw. Vätern und ihren Kindern.

Erst richtig entdeckte man in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts Väterlichkeit neu. Die Forderung der Frauen nach gleichberechtigter Teilhabe am gesellschaftlichen Diskurs setzten Männer unter Druck, nicht nur als Konkurrentinnen um Führungspositionen in Wirtschaft und Verwaltung, sondern auch im Hinblick auf ihre Rolle als Väter. Seitdem sind Väter auf der Suche nach ihrer eigenen Rolle. Insbesondere sind sie herausgefordert, sogenannte „weiche“ Kriterien für gute Väterlichkeit in sich zu entdecken: Fürsorge, emotionale Nähe und Empathie sind seitdem gefragt. Die Schwierigkeit für heutige Väter besteht jedoch weiterhin in der Tatsache, dass es dafür so gut wie keine Vorbilder gibt. Viele Generationen zuvor bestand Vaterschaft in ambivalenter Weise, denn die Nähe der Väter zu ihren Kindern musste oftmals in räumlicher und emotionaler Distanz zu den Kindern hergestellt werden. Dort war aber nicht viel Raum für das, was man heute „Softskills“ nennt. Hinzu kam, dass die patriarchalen Verhältnisse zwischen Mann und Frau in den Ehen dem Mann die Rolle des strengen Erziehers zuwies und der Frau die der warmherzigen Mutter. Für die Prägung der Männerrolle war dies für Jungen eine doppelt schwierige Erfahrung. Sie wurden vom Vater streng auf die Rolle des gefühlsarmen Patriarchen vorbereitet. Die Mädchen hingegen konnten sich an der Mutter

als gleichgeschlechtlichem Vorbild stärker der väterlichen Strenge entziehen, konnten aber gleichzeitig die durchsetzungsstarken Eigenschaften außerhalb der Familie nicht entwickeln. So verfestigten sich die Rollenbilder eines „guten Vaters“ und einer „guten Mutter“. Alle, die gegen diese Rollenbilder verstießen, waren entweder „Weicheier“ oder „Rabenmütter“.

Dennoch: Der Prozess der Veränderung der Geschlechterrollenbilder ist unaufhaltsam. Und er ist gut für die Entwicklung der Kinder und ihrer eigenen Rollenbilder als junge Frauen und Männer.

### 3. *Drei Fragen*

Angesichts der Tatsache, dass die Gesellschaft immer noch dabei ist, die Rolle der Väter neu zu bestimmen und die individuelle Entscheidung, wie man Vater sein möchte, immer mehr Bedeutung erlangt, stellen sich Fragen, die auf dem Hintergrund der pastoraltheologischen Diskussion, was gutes, christliches Vatersein ausmacht, relevant sind.

#### 3.1 *Geschlechterdekonstruktion oder evolutionäre Veränderungen?*

Genderdebatten innerhalb der christlichen Kirchen werden fast immer emotional geführt. Den Diskussionen liegt oftmals eine Verunsicherung zugrunde, die in der mangelnden Erfahrung mit der Neuordnung der Geschlechterverhältnisse zusammenhängen. Die Durchdringung des Paradigmas der Geschlechtergerechtigkeit in alle gesellschaftlichen Bereiche hinein ist noch nicht erfolgt, wiewohl die Forderungen danach weitestgehend anerkannt sind. Dies hängt damit zusammen, dass Geschlechterrollen als weitgehend konstruiert gelten, auch wenn sie über viele Generationen hinweg tradiert worden sind und deren Entstehung ihre Gründe hatte. Die männliche Hegemonie hat allerdings eine authentische Entwicklung der Geschlechterrollen nach zeitgemäßen Erfordernissen maßgeblich behindert.

Die Übersetzung von Gerechtigkeit im Geschlechterdiskurs ist bei der Definition „guter“ Väterlichkeit und Mütterlichkeit noch weit weniger erfolgt. Die Definitionshoheit liegt dabei weitgehend nicht so sehr im öffentlichen, gesellschaftlichen Diskurs, sondern in der privaten Sphäre. Dort wirken immer noch die über Jahrhunderte geprägten Rollen. Zwar erwarten Frauen, die in Beziehung leben, heute von ihren Männern, dass sie sich ebenso öffentlich, außerhalb der Familie einbringen können. Andererseits erwarten sie oftmals auch von ihren Männern, dass diese als „gute“

Väter mindestens für die Zeit der „Brutpflege“ der ersten Monate, wenn nicht Jahre, das Einkommen der Familie sichern können. Umgekehrt erwarten Männer von ihren Frauen, dass sie zum Familieneinkommen gleichwertig beitragen. Zugleich sollen sie als „gute Mütter“ alle klassischen mütterlichen Eigenschaften der Empathie mitbringen. Diese Erwartungen sind archaisch geprägt und somit nicht einfach zu „dekonstruieren“. Ein Konstrukt hat etwas Mechanisches an sich, so als könne man etwas so oder auch anders konstruieren. Menschliches Bewusstsein und Zusammenleben ist aber auch immer geprägt von Ambiguitäten, in denen nicht alles auf einen Nenner zu bringen ist.

So ist derzeit erkennbar, dass sich die Rollen von Müttern und Vätern verändern. Angesichts der erwähnten Komplexitäten und Ambiguitäten kann man freilich vermuten, dass diese Veränderung eher als ein evolutiv-närer denn ein revolutionärer Vorgang ablaufen wird. Eine entscheidende Rolle wird dabei die Pragmatik der Zweckmäßigkeit spielen. Für die Rollendefinition von Vätern und Müttern bedeutet dies: in einer arbeitsteiligen Gesellschaft und bei der Funktionstüchtigkeit eines solidarischen sozialen Gemeinwesens ist es sinnvoll, dass Väter und Mütter zu gleichen Teilen Sorgearbeiten und Erwerbstätigkeit übernehmen, weil ihnen die öffentlichen Dienstleistungen beide Rollen zumindest theoretisch ermöglichen. Ansprüche auf erfolgreiche Familien- und Erwerbsbiographien werden somit für beide Geschlechter möglich.

### *3.2 Ist romantische Liebe mit gelebtem Vatersein vereinbar?*

Einer entstehenden Familie liegt in der Regel eine Liebesbeziehung zugrunde. Je deutlicher sich die individuellen Ansprüche an das Leben erhöhen, umso größer werden auch die Erwartungen an die Liebesbeziehung. Eine Familie zu gründen, gehört längst nicht mehr zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens. In Zeiten medialer Omnipräsenz, online-dating und online-Partnervermittlung wachsen die Wünsche und Wahlmöglichkeiten enorm an. Längst kommt der Liebesbeziehung mit der Betonung der romantischen Liebe allergrößte Bedeutung zu. Verliebtsein und -bleiben wird zur Bedingung für eine Beziehung. Oftmals führt dies zu „serieller Monogamie“<sup>6</sup>, d. h. viele Liebesbeziehungen halten nicht lebenslang, sondern auf Zeit, nach deren Ende sich eine neue längere Beziehung anschließt.

<sup>6</sup> Gunter Schmidt/Silja Matthiesen/Arne Dekker/Kurt Starke: Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen, Wiesbaden 2006.

Dies hat Auswirkung auf das Vaterschaftskonzept vieler Männer. Oftmals immer noch in der Vorstellung auf Lebenslänge angelegt, merken Paare, dass das Modell „romantische Liebe“ mit deren lebenslangen Andauern nicht vereinbar ist. Die „Vernunft Ehe“<sup>7</sup> existiert im Diskurs nur am Rande, wird als überholt und spießig angesehen und einem konservativen Rollback zugeordnet. Minderjährige Kinder sind in der Hälfte der Scheidungsfälle betroffen, was auch mit dem hohen Stressfaktor „Kind“ in der Kleinfamilienform zu tun zu haben scheint.<sup>8</sup> Bei Scheidungsverfahren wird in der Regel der Mutter der Kinder das Aufenthaltsbestimmungsrecht zugesprochen, auch weil immer noch in jungen Familien der Vater der Hauptverdiener ist bzw. die Mutter weniger erwerbstätig ist und den schlechter bezahlten Job hat. Was auch daran liegt, dass Frauen oft eher Männer attraktiv finden, die materiell besser dastehen als sie selbst. Die hohen Scheidungsraten haben Vatersein im Hinblick auf die Bindung zu ihren Kindern prekär gemacht, weil diese in der Regel weniger Alltagskontakte haben als Mütter. (Auf der anderen Seite leiden Mütter materiell mehr unter der Trennung, weil Unterhaltszahlungen nicht oder oftmals äußerst widerwillig von den Vätern geleistet werden.)

Zugespitzt könnte man – bezogen auf die Väter – sagen, dass der Anspruch auf eine „romantische Liebe“ mit einer größeren Vaterabwesenheit einhergeht, wenn das Verliebtsein endet und andere Qualitäten einer dauerhaften Beziehung zum Tragen kommen müssten, wie z. B. das der Freundschaft oder das Bewusstsein der Ehe als Solidar- und Versorgungsgemeinschaft.

### *3.3 Sind Väter abwesend oder präsent?*

Der Terminus „abwesender Vater“ gehört zum Standardrepertoire im Väterdiskurs. Geprägt hat ihn Alexander Mitscherlich, der ein tiefenpsychologisches Standardwerk „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“ 1963 veröffentlicht hat. Er bezog den Begriff auf die Väter, die wegen der Kriege des 19. und 20. Jahrhunderts durch den Militärdienst abwesend waren und in den Familien gefehlt haben und nach den Kriegen entweder umgekommen waren oder körperlich und seelisch versehrt zurückkamen und somit mit einer posttraumatischen Belastungsstörung (ohne dass diese

<sup>7</sup> Arnold Retzer: Lob der Vernunft Ehe. Eine Streitschrift für mehr Realismus in der Liebe, Berlin 2010.

<sup>8</sup> Die Zahlen finden sich im Netz unter [www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Ehescheidungen/Tabellen/EhescheidungenKinder.html](http://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Ehescheidungen/Tabellen/EhescheidungenKinder.html) (aufgerufen am 25.10.2017).

allerdings diagnostiziert wurde) in den Familien lebten und somit zwar oft da waren, aber für ihre Kinder keine angemessene Vaterschaft leben konnten. Die These Mitscherlichs ging so weit, dass er insbesondere Jungen in der nächsten Generation beschied, dass sie ihre Väter als traumatisierte Despoten zutiefst abgelehnt hätten und deren „Vorbild“ zu eigener gestörter, emotional abwesender Väterlichkeit geführt habe.

Heute wird der Terminus insofern in dieser Tradition benutzt, als dass man Vätern bescheinigt, sie überließen die Sorgearbeit den Müttern und beschäftigten sich überwiegend mit sich selbst und ihrer Erwerbstätigkeit und zu wenig mit ihren Kindern. Dies mag auf dem Hintergrund fehlender Rollenbilder aus den vorherigen Generationen nachvollziehbar sein. Aber innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges verändert sich doch Spürbares.

Innerhalb von Familien gehört es mittlerweile zum gesellschaftlichen Konsens, dass Väter und Mütter einer Berufstätigkeit nachgehen und die Betreuung der Kinder mehr und mehr in öffentliche Einrichtungen delegiert werden. Das Anrecht auf U3-Betreuung im Kindergarten und die Zunahme von Ganztagschulen sollen hier als Stichworte genügen, um dies nachzuweisen. Berufstätigkeit und Kinderbetreuung sind in den meisten Familien heute eine Frage der Vereinbarkeit für beide Elternteile, auch wenn immer noch die Sorgearbeit für die Kinder eher den Müttern zugeordnet wird. „Abwesenheit“ ist also zunehmend ein Thema für beide Elternteile und muss in Familien als Problem behandelt werden.

Im Falle von Trennung wird dennoch überwiegend den Müttern das Aufenthaltsbestimmungsrecht der Kinder zugesprochen bzw. aufgebürdet, sodass eine neue Art der „Vaterabwesenheit“ entsteht, wenn es nicht zu klaren Absprachen zwischen den Elternteilen kommt bzw. nicht versucht wird, den Vater aus dem Familiensystem zu eliminieren. Momentan wird das sogenannte Wechselmodell, nach dem die Kinder wechselweise bei Vater und Mutter zu gleichen Teilen leben, diskutiert und praktiziert, um die Abwesenheit eines Elternteils für die Kinder zu vermeiden.

Eine weitere Quelle für Vaterabwesenheit ist die mitunter große Entfernung zum Arbeitsort. Die Pendeltätigkeit auch über große Distanzen hinweg hat enorm zugenommen (11 Prozent)<sup>9</sup>, und dies betrifft überwiegend Väter, weil diese mehr Stunden erwerbstätig sind. Auch hier ist ein sensibler Aushandlungsprozess innerhalb der Familie nötig, um eine gute Balance zu erzielen. Generelle Lösungen gibt es zunehmend nicht mehr, individuelle werden nötig.

<sup>9</sup> S. dazu [www.destatis.de/DE/Publikationen/STATmagazin/Arbeitsmarkt/2014\\_05/Arbeitsmarkt2014\\_05.html](http://www.destatis.de/DE/Publikationen/STATmagazin/Arbeitsmarkt/2014_05/Arbeitsmarkt2014_05.html) (aufgerufen am 25.10.2017).

Viel wird in der Diskussion um gute „Väterlichkeit“ der Terminus der „quality time“ verwendet, um deutlich zu machen, dass nicht die tägliche stundenmäßige Präsenz des Vaters in der Familie zum Maßstab gemacht werden kann, sondern die Qualität seiner Präsenz. Aber was ist Qualität? Ist es die tatsächliche Zuwendung zum Kind, die direkte Beschäftigung mit ihm? Oder bedeutet Präsenz auch, wenn der Vater in dem Bewusstsein von Zuhause abwesend ist, dass er dies in erster Linie für die Familie tut und nicht für sich selbst? Beides wird eine Rolle spielen. Jedenfalls kann gelten: je größer das Familienbewusstsein des Vaters ist, desto eher wird er auch für Zeiten sorgen, in denen er mit seinen Kindern zusammen ist, auch wenn er zwangsläufig oft abwesend ist. Das Interesse für die Kinder und an den Kindern, also sozusagen die intrinsische Motivation zum Vatersein entscheidet letztendlich über die „gefühlte“, aber unbewusst starke Ausprägung von An- bzw. Abwesenheit im Bewusstsein der Kinder.

#### 4. *Christliche Väterlichkeit*

Gibt es so etwas wie christliche Väterlichkeit? Ja! Eine, die sich abhebt von nicht-christlicher? Nicht unbedingt. Die zugegebenermaßen unklaren Antworten sollen durch drei Thesen erläutert werden.

##### 1. *Christen sind frei vom Zwang der Konstruktion.*

Oftmals gibt es heute eine Forderung an Männer, sich neu zu erfinden und somit auch, ihre Väterlichkeit neu zu definieren.<sup>10</sup> Es gab und gibt in den christlichen Kirchen eine Tendenz, Väterlichkeit traditionell und konservativ zu definieren, aber der schillernde Blick auf die Entstehung des Terminus „Heilige Familie“ zeigt, wie vieldeutig dieser Definitionsversuch sein kann. Auf der anderen Seite kann man sehen, dass über viele Generationen gewachsene Rollendefinitionen nicht dekonstruierend abgeschafft werden und durch neue ersetzt werden können. Christliche Definition von guter Väterlichkeit orientiert sich eher an den langen Linien und an den sich bewährt habenden Ausformungen, um dann neue Herausforderungen zu integrieren. Eine „neue“ Väterlichkeit zu verordnen, wie dies bei manchen Familienpolitikerinnen und -politikern manchmal den Anschein hat, scheint aus christlicher Sicht unrealistisch angesichts der langen und tiefen-wirkenden Zeiträume, in der sich „Väterlichkeit“ entwickelt hat. Die christliche Grundhaltung besteht darin, das Überkommene ebenso wenig zu verteufeln wie neue Herausforderungen und Chancen. Hinter die Gleichstellung von Mann

<sup>10</sup> Vgl. z. B. *Björn Söfke: Männer erfindet euch neu. Was es heute*

und Frau, von Vätern und Müttern kann auch keine christliche Anthropologie zurück, aber darauf aufbauend ist auch nicht alles schlecht, was tradierte Väterlichkeit „at its best“ ausmacht: Schutz geben, für Auskommen sorgen, Verantwortung übernehmen, Stärke haben und vieles mehr. Diese Haltungen und Praktiken sind in ein gleichgestelltes Leben einzubringen, müssen aber nicht „neu erfunden“ werden.

2. *Eine „darwinistische“ Väterlichkeit wird sich durchsetzen.*

Die Evolutionstheorie, begründet von Charles Darwin, geht davon aus, dass sich die klügsten und stärksten Individuen einer Art biologisch durchsetzen werden. So kann man davon ausgehen, dass sich auch in Zukunft nicht so sehr eine ideologisch geprägte Väterdefinition durchsetzen wird, sondern diejenige, die am klügsten auf die jeweils aktuellen Herausforderungen reagiert.

Theologisch ist diese Sicht im höchsten Maße anschlussfähig. Nie gab es eine göttlich geoffenbarte Rollendefinition von Väterlichkeit. Die Inkarnation Gottes als Mensch unter Menschen beinhaltet, dass Gott alle Wege des Menschen mitgeht, solange er die Integrität des Anderen wahrt und fördert. Es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das dem Göttlichen fremd wäre, und so kann christliche Ethik nur ermutigen, das entstehen zu lassen, was entstehen will unter der Prämisse der Achtung vor der Andersheit und Gleichheit des Anderen. Schließlich dient alles Wahre und Gute innerhalb der Entwicklung von Familienmodellen dem Fortbestand der Menschheit, und da kann es letztendlich und klugerweise keine Ausschließungen geben. Aus diesen Gründen sollte es durchaus möglich sein, dass z.B. ein schwules Paar Kinder erzieht, weil hier gute Väterlichkeit im o.g. Sinne gelebt werden kann.

3. *Was gute christliche Väterlichkeit ist, lässt sich (nicht) aus Bibel und Tradition ablesen.*

Insofern überrascht vielleicht die letzte These nicht. Christliche Anthropologie hat immer großen Respekt vor den Generationen, die vor unserer aktuellen gelebt haben. Sie betont immer den Verdienst dieser für die gegenwärtige Kultur. Die gegenwärtige Kultur steht immer auf den Schultern der vorangegangenen. Leider kommt es mitunter zu dem fatalen Missverständnis, dass Bibel und Tradition etwas Unbewegliches, Monolithisches seien. Dieses museale Verständnis christlicher Tradition verhindert so die Zeitgemäßheit und eine freundliche, lebensbejahende Zeitgenossenschaft.

Aus schöpfungstheologischer Sicht ist die Evolution (im weitesten Sinne von naturgeschichtlicher Entwicklung verstanden) inhärenter Bestandteil der Theologie. Wie wären die Vorgänge der stetigen Veränderung in der Natur sonst erklärbar? Gott schuf eben keine monoliti-

sche Welt, festgefügt und unveränderlich, sondern eine Welt, in der alles stets auf dem Prüfstand neuer Herausforderungen steht, biologisch, aber auch anthropologisch. Dies ist der „Geist“ biblischen Denkens. Nicht Entweder-oder, sondern Sowohl-als-auch ist das biblische Prinzip. Es herrscht dort der Geist des Pragmatismus, allerdings immer gestützt durch Gottes flehenden Appell an die Menschlichkeit des Menschen. Mit ihr steht und fällt die Weiterentwicklung der Menschen und sogar der ganzen Erde.

Der christliche Geist für gute Väterlichkeit beinhaltet somit alle Eigenschaften sozialen Zusammenlebens, die eine Gesellschaft lebenswert machen: Empathie, Fürsorglichkeit, Altruismus, Großzügigkeit, Stärke und Optimismus. Sicher gibt es noch mehr ...

Was also gute christliche Väterlichkeit ist, hängt wesentlich von der emotionalen und kognitiven Intelligenz des Menschen ab. Die wichtigste Leitfrage dabei lautet: Wie kann die Zeit mit Menschenkindern, die fast 18 Jahre lang emotional abhängig von ihren Eltern sind, so gestaltet werden, dass diese möglichst heil und unversehrt aufwachsen und wie können die Bedürfnisse der Erwachsenen mit denen der Kinder so ausbalanciert werden, dass die Schwächeren, nämlich die Kinder, hinreichend gut aufwachsen können?

##### *5. Schluss: Die Vieldeutigkeit der Wirklichkeit als Gewinn*

Eingangs wurde der Begriff der „Heiligen Familie“ kritisch hinterfragt. Zwischen der Entstehung dieses Begriffs und der Definition von guter Väterlichkeit aufgrund der gegenwärtigen Herausforderungen und der Frage, was einem hinreichend guten Aufwachsen und Reifen der Kinder dient, liegen Welten. Es kann heute nicht mehr ein einziges Leitbild für gute Väterlichkeit geben, sondern es gibt viele Möglichkeiten und Herausforderungen, denen zu begegnen ist. Dies ist im Einzelfall nicht immer einfach, aber insgesamt werden dadurch Freiheitsräume ermöglicht, die früher nicht möglich waren. Die Vieldeutigkeit ist somit als Gewinn zu betrachten und ein Zurück zur vermeintlichen Klarheit früherer Zeiten ist eine Chimäre und hat im Übrigen auch nicht viel außer einem „frommen“ Wunsch mit der damaligen Wirklichkeit gemein.

Der größte Gewinn der Vieldeutigkeit der Wirklichkeit besteht in den Möglichkeiten, diese zu gestalten, so wie es individuell passt. Dies ist allerdings noch ein Paradigma, dem innerhalb der Pastoral noch nicht überall angemessen Rechnung getragen wird.